

C. Leben und Arbeiten
Zur Entwicklung von Freizeitstilen*

Ronald Hitzler

Jedes Szenario der Zukunftsgesellschaft hantiert mit Spekulationen darüber, wie für uns gewöhnliche Menschen sich morgen die eine oder andere Frage der Lebensbewältigung stellen und vielleicht auch schon wieder auflösen könnte. So auch das nachfolgend skizzierte. Dabei nehme ich, auf meinen sogenannten gesunden Menschenverstand bauend, an, daß manche der Probleme, mit denen wir zu tun haben, durchaus vom einzelnen in seinem konkret überschaubaren Lebensbereich angegangen und wohl auch bewältigt werden können, und daß andere Probleme eher gesamtgesellschaftliche Strategien erfordern.

I. Der ›Wille zur Gemütlichkeit‹

Wenn es so etwas wie einen typischen Charakterzug deutscher Mentalität gibt, dann ist es wohl der ›Wille zur Gemütlichkeit‹. Diese Einstellung, die darauf zielt, bedürfnisfreies Wohlbefinden durch Ausklammerung problematischer Erinnerungen, Interessen und Erwartungen herzustellen und aufrechtzuerhalten, also sozusagen ›die Wirklichkeit zu überlisten‹¹, prägt mehr oder weniger deutlich insbesondere unsere privaten Kulturen. So scheint es u.a. ein Verlangen nach ›Gemütlichkeit‹ auch und insbesondere bei der räumlichen Orientierung zu geben, die hier zumeist als ›Behaglichkeit‹ und ›Wohnlichkeit‹ verstanden wird². Jedenfalls: Dieser ›Wille zur Gemütlichkeit‹ ist ein mentales Erbe unserer Geschichte, das in der Bundesrepublik quer durch alle Lebensstile gepflegt und weitergereicht wird³.

Zwar haben die letzten Jahre im und die ersten Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg ›Gemütlichkeit‹ ein wenig zum Problem gemacht und damit nicht zum geringsten zur ›Amerikanisierung‹ unserer Lebensweise beigetragen. Erhalten geblieben ist

* Dieser Beitrag basiert auf den Manuskripten zu R. Hitzler, Zur Wiederentdeckung des Arbeitens jenseits der Lohnarbeit, und Lebensstile und Freizeiträume, Köln, Ms. 1985. Peter Gross danke ich für Anregungen und Hinweise.

1 Vgl. U.H.A. Schwarz, Das Modische, Berlin 1982.

2 Vgl. O.F. Bollnow, Mensch und Raum, Stuttgart u.a. 1980.

3 Lebensstile im Sinne von Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede, Frankfurt/Main 1982.

aber jene Mentalität, die Werte wie Sicherheit, Stabilität, Ordnung, Sinn des Lebens, Wohlstand usw. nahezu synonym setzt, als untereinander austauschbar versteht. ›Neudeutsch‹ bzw. bundesdeutsch ist allerdings die Auffassung, dergleichen Wertfragen ließen sich auf dem Niveau des Warenkonsums abhandeln, sozusagen objektivieren, bzw. die Objekte, die Waren *seien* diese Werte. In dieser Hinsicht ist eben nicht nur der beharrend-spießige ›Michel‹ typisch, sondern auch der dynamisch-spießige Opportunist und Karrierist⁴, die Barfrau ebenso wie die alternative Ökosozialistin, der Punker wie der Rentner. Jedenfalls sind die mentalen Differenzen weitaus geringer als es die Mimikry der divergenten Habitualitäten, der distinkten und distinktiven Accessoires und Requisiten vorgaukelt. Andererseits aber sind wir dabei doch praktisch in sovielen unterschiedlichen Wahlmöglichkeiten verstrickt, Waren und Ideen, Ideen als Waren zu konsumieren, daß wir uns wohl kaum noch darauf einigen könnten, was nun eigentlich mit ›Gemütlichkeit‹ tatsächlich gemeint ist. ›Gemütlichkeit‹ bedeutet heute sozusagen für jeden etwas anderes, aber als Grundmentalität ist der ›Wille zur Gemütlichkeit‹ nach wie vor allgemein verbreitet.

Das heißt, einerseits existiert bis heute diese deutsche Grundmentalität, andererseits aber ist in der Bundesrepublik die deutsche Kulturtradition entschieden problematisiert, wohl auch ent-pathetisiert. Die Gesamtkultur der Bundesrepublik ist zum einen geprägt von einer sozial unbewältigten, nachgerade kollektiv verdrängten jüngeren Vergangenheit⁵, und zum anderen von einem nicht nur kosmetischen Umbau sozialstruktureller Verhältnisse, die eben zu den erwähnten Irritationen gegenüber tradierten Wertekatalogen geführt haben.

Solche Wertekataloge, klassen-, schicht- und standspezifisch geformt, gepflegt und überliefert, wurden, wenn nicht eingeschmolzen, so doch weitgehend überformt im Tiegel amerikanischer Warenkultur: Im kulturgeschichtlichen Fluß der Bundesrepublik folgte ja bekanntlich eine Bekleidungs- einer ›Freß-‹-Welle, wurde wiederum abgelöst von der sogenannten Einkaufs- und dann von einer Urlaubs- Welle. Im Kontext von Protest- und Öko-Wellen setzte erst allmählich, sozusagen vom nunmehr erreichten Niveau eines satten Standards aus, auch eine verunsicherte Nachdenklichkeit über ehemals recht fraglose Selbstverständlichkeiten der individuellen und auch der gesellschaftlichen Praxis ein, die allerdings nur Teile der Bevölkerung ergriffen hat, während andere Teile eben weiterhin ihre Waren-Ambitionen pflegten, sich also vor allem für die Steigerung und Verfeinerung ihrer Konsumchancen interessierten. Inzwischen aber ist nicht mehr nur der konsumistische Bundesbürger irritiert durch jugendlichen Protest,

4 Vgl. D. Jung, Vom Kleinbürgertum zur deutschen Mittelschicht, Saarbrücken 1982.

5 So läßt sich z.B. jene aufschäumende sentimentalistische Reaktion auf rührselige amerikanische Nazizeit-Filme erklären. Vgl. hierzu Y. Ahrens u.a., Das Lehrstück ›Holocaust‹, Opladen 1982.

inzwischen wird die ganze deutsche ›Gemütlichkeit‹ wieder einmal problematisiert durch die politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen selber.

Quer aber zur Lebensstil-Parzellierung dieser Gesellschaft und allem dräuenden Ungemach zum Trotz ist der allgemeinste Indikator für das, was als ›Lebensqualität‹ gilt, als jene Qualität also der Verfügbarkeit und Gestaltbarkeit der je eigenen Bedürfnisse, Interessen und Wünsche, – nicht nur nach wie vor sondern: in zunehmendem Maße – der Freizeitraum, der, vor allem anderen, eben von institutionellen Zwängen möglichst freie Zeitraum. Hier bastelt der bundesdeutsche Mensch, in dieser Hinsicht typisch für den Menschen in der modernen Gesellschaft schlechthin, an seiner individuellen Kultur, an seinem persönlichen Selbstverständnis, indem er sich in einem ›Supermarkt‹, seinen Ambitionen und Möglichkeiten entsprechend, mit materiellen und ideellen Gütern selbstbedient. Sein Leben, also das Leben, das er im Grund als sein ›wirkliches Leben‹ betrachtet, lebt der moderne Mensch typischerweise in den Freizeiten und Freiräumen einer, allerdings ziemlich diffusen, Privatsphäre.

Die großen Institutionen von Wirtschaft und Politik, von Medien und Religion hingegen erscheinen dem Normalbürger gemeinhin anonym, fremd und undurchschaubar. In dem Maße, wie er mit ihnen konfrontiert ist, erfährt er sich als Träger bestimmter Funktionen, als Erbringer bestimmter Leistungen, als Empfänger bestimmter Sanktionen. Aber außerhalb solcher institutioneller Rollenerwartungen fühlt er sich eben frei, sein Leben nach seinem eigenen ›Gusto‹ einzurichten, auch wenn der private Bereich für die meisten von uns nicht ›aus einem Guß‹ ist, sondern aufgeteilt, parzelliert in eine Vielfalt von zum Teil aufeinander bezogenen, überwiegend aber völlig voneinander unabhängigen Aktivitäten und sozialen Veranstaltungen: in Familie, Verwandtschaft, Liebschaft, Freundschaft und Nachbarschaft, in Cliques, Clubs, Vereinen und Organisationen, in Parties, Feste, Feiern, in Sport und Spiel und Hobbys, in Lesen, Musikhören und Fernsehen, in Einkaufen, Ausgehen und Urlaub machen und so weiter. Kurz: Unser privater Freizeitraum ähnelt eher einem bunten Flickenteppich als einem kunstvollen Gewebe, gleicht eher einer absurden Collage als einem harmonischen Gemälde⁶.

II. Die Zersplitterung der Zeiträume

Wir erfassen, wir durchschauen unsere Welt, auch unsere Alltagswelt, nicht mehr. Die typische Lebenswelt des modernen Menschen ist in einer ganz neuen Qualität

⁶ Vgl. R. Hitzler, Wir Teilzeit-Menschen, in: Die Mitarbeit, Heft 4, 1985, S. 344-356, R. Hitzler, Kleine Konstruktionen, Bamberg, Dissertation 1986.

zum unübersichtlichen Dickicht geworden, besetzt mit unzähligen ahnungsvollen – aber zumeist unfassbaren – Bedrohlichkeiten. Dies kann man schicksals ergeben bedauern, dies kann man zum Anlaß für politische Reform- und Revolutionsaktivitäten nehmen, und dies kann man schließlich auch ganz individuell bearbeiten. Mit der letzteren Möglichkeit verknüpft sich sozusagen ein existenzieller Optimismus, nämlich der, daß auch die ›dichtesten‹ sozialen Zwangsstrukturen (die wir im übrigen meiner Meinung nach durchaus – noch(?) – nicht haben) von nichtdeterminierten kleinen Handlungsräumen durchsetzt sind, die der einzelne nicht nur überblicken, sondern auch gestalten und verändern kann.

Selbstverständlich sind diese Handlungsräume, ja ist insgesamt der Freizeitraum faktisch keineswegs abgekoppelt von unseren allgemeinen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Oder anders ausgedrückt: Man kann nicht über freie Zeiträume reden, ohne sie ins Verhältnis zu setzen zu unfreien, zu Zwangszeiträumen. – Und wie dieses Verhältnis nun plausiblerweise zu bestimmen sei, das ist denn auch eines der beliebtesten Themen, sozusagen ein ›Dauerbrenner‹ von mit dem Thema Freizeit befaßten Sozialwissenschaftlern: Am naheliegendsten scheint es, unter Freizeit das zu verstehen, was übrig bleibt, wenn man alles andere von der Gesamtzeit abgezogen hat. Nur: Was ist ›alles andere‹? Ist ›alles andere‹ das, was aus Pflichtgefühl getan wird, während Freizeit dann eben frei von Pflichten und Verpflichtungen wäre?⁷ Wo, wie und wann aber beginnen und enden dann berufliche, politische, soziale, religiöse, familiäre ›Pflichten‹? Und wie steht es mit Schlafen, mit Essen und mit Körperreinigung? Mit Bildung und Fortbildung? Muß der Freizeitraum klassen- und schicht-, oder muß er gar alters- und geschlechtsspezifisch differenziert werden? Kommen wir ihm näher dann, wenn wir ihn in Beziehung setzen zu den sozialen Rollen, die wir sonst noch spielen?⁸

Heutzutage wird Arbeit normalerweise ja in einer unüberschaubaren Vielzahl sozialer Rollen organisiert, und dadurch erfährt sie der einzelne, obwohl sie nach wie vor in ihrer allgemeinen Bestimmung die wohl wichtigste Grundlage seines alltäglichen Lebens bildet, als auferlegt, als fremd, als ›entfremdet‹. Die in unserer Gesellschaft dominierende Organisationsform der Arbeit ist geprägt durch Zerlegung von sinnhaft einheitlichen, sinnhaft ›zusammengehörigen‹ Produktionsprozessen (sozusagen von ganzheitlichen Herstellungsabläufen) in sich mehr oder minder gleichförmig wiederholende Teilaktivitäten, die oftmals außerdem noch mit dem Rhythmus von Maschinen gekoppelt und vor allem zeitlich so

⁷ Vgl. J. Dumazedier, Sociology of Leisure, Amsterdam u.a. 1974.

⁸ Vgl. exemplarisch E.K. Scheuch, Die Problematik der Freizeit in der Massengesellschaft, in: derselbe und R. Meyerssohn (Hrsg.), Soziologie der Freizeit, Köln 1972, S. 23-41, derselbe, Freizeit heute – Freizeit morgen – Freizeit wozu?, in: Freizeit ›72, hrsg. vom Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk, Deutsche Gesellschaft für Freizeit, Essen 1972, S. 13-30.

organisiert sind, daß sie berechnet und bezahlt werden können. Planung und Leitung einerseits und Ausführung von Arbeitsabläufen andererseits sind auseinandergetreten, das Eigentum an Produktionsmitteln und der Umgang mit bzw. die Verwendung von Produktionsmitteln fallen in der Regel ebenfalls auseinander: Arbeit als sinnliche Erfahrung erscheint dauerhaft reduziert auf Lohnarbeit⁹.

Dieses Strukturprinzip aber, das haben wir gesehen, setzt auch die Rahmenbedingungen für das, was wir als ›Entfremdung‹ erfahren. Diese Entfremdung des Menschen von seinen Entäußerungen (und die Einschränkung seiner Erfahrungsmöglichkeiten überhaupt) ist aber nicht nur eine Besonderheit des ökonomischen Sektors, sondern symptomatisch für viele Bereiche unseres gesamten Alltagslebens. Und sie wirkt sich wohl auch auf unsere anderen Wirklichkeitserfahrungen aus (auf unsere Träume, auf unsere Phantasie, auf unsere wissenschaftliche Einstellung). – Wenn wir nun nicht versuchen, Freizeit ›objektiv‹ zu definieren, sondern aus der Perspektive des tatsächlichen Erlebens zu bestimmen, was als ›freier‹ Zeitraum gelten kann, dann erkennen wir unschwer, daß aber zumindest dieses Phänomen etwas mit der Erfahrung subjektiver Verfügbarkeit zu tun haben muß, mit Verwirklichung, mit Ausdrucksmöglichkeiten, vielleicht auch mit aktueller Befriedigung. Um es pathetisch auszudrücken: Als ›frei‹ erfahren wir einen Zeitraum eigentlich nur dann, wenn wir sagen können: »Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!«

Denn: strukturell dazu gezwungen, seinen subjektiven Lebenssinn der sozialen Welt erst ›abzurufen‹, muß sich der moderne Mensch immer wieder von Gewohnheiten und Routinen distanzieren. Er muß sozusagen seine alltäglichen Sinn-Partikel in einer Vielzahl von gesellschaftlich vororganisierten Bedeutungsfeldern ›einsammeln‹. Solche Bedeutungsfelder – oder, wie wir es nennen: solche kleinen sozialen Lebens-Welten – sind intersubjektiv konstruierte Zeit-Räume situativer Sinnproduktion und -distribution, die im Tages- und Lebenslauf aufgesucht, durchschritten, gestreift werden, und die wesentliche Elemente für die bricolage, für das Zusammenbasteln persönlicher Identität, bilden¹⁰. Wir gehen also davon aus, daß sich jenseits der technologisch und bürokratisch ›gesetzten‹ Gesamtkultur in heterogenen ›Privatwelten‹ eine durchaus nicht nur abgeleitete Individual- und Kleingruppenkultur entfaltet. – Und in diese Richtung, nämlich auf die Möglichkeiten, die wir modernen Menschen (noch) haben, entlang oder entgegen großorganisatorischer Strukturen und Entwicklungen, unser Leben selbstbestimmt und eigenverantwortlich zu gestalten, zielt auch unser ganzer

9 Vgl. K. Marx, MEW Ergänzungsband, Erster Teil, Berlin (Ost) 1968.

10 Vgl. R. Hitzler und A. Honer, Zur Ethnographie kleiner Lebens-Welten, Forschungsbericht Nr. 2 (DFG-Projekt ›Heimwerker‹), Bamberg 1986, dieselben, Lebenswelt – Milieu – Situation, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Heft 2, 1984, S. 56-74.

Forschungsansatz ab, darin bündeln sich unsere verschiedenen Arbeiten und Projekte (vor allem über Heimwerker und Mediziner, über Bodybuilders und Helfer, über Narren und über Parlamentarier).

III. Der Bedeutungsschwund von Lohnarbeit

Wir erwarten, daß der Anteil der Nicht-Erwerbsarbeitszeit durch Arbeitszeitverkürzungen und durch Kurzarbeit und Arbeitslosigkeit am Tageszeitbudget und, durch späteren Berufseintritt und frühere Pensionierung, auch am Lebenszeitbudget weiter zunehmen wird. Das heißt: Die Bedeutung des Produktionssektors für die Lebensplanung und Lebensgestaltung, also sozusagen für das Selbstverständnis des einzelnen, wird weiterhin abnehmen. Daher vor allem erscheint es uns sinnvoll und erforderlich, die aktuellen und zu erwartenden sozialen und ökonomischen Entwicklungen auch von der Sphäre der freien Zeit und der freien Räume her zu beobachten. Vor allem versuchen wir, die subjektive Bedeutung der Teilnahme an freizeitlichen Gruppen-Orientierungen empirisch in den Blick zu nehmen und dabei so etwas wie distinkte und distinktive Lebensstile zu rekonstruieren¹¹. Wir verstehen unter Freizeit zugleich den Zeitraum freiwilligen Konsums sozial bereitstehender, materieller und ideeller ›Waren‹ und den Zeitraum subjektiv motivierten ›Tuns und Lassens‹. Im Freizeitraum, so ließe sich das vielleicht anschaulich ausdrücken, konzentriert sich die große Hoffnung auf das kleine Glück und der Glaube an das eigene schöpferische Potential (so konventionell es dann auch immer aus-geschöpft wird). Im Freizeitraum produzieren ganz gewöhnliche Menschen ganz alltäglich Kultur. Und diese private Kultur überformt, modifiziert und durchbricht auch ganz alltäglich, durch ihren bloßen Vollzug, ›en detail‹, die als unwirklich, fremd und oft zwanghaft empfundenen institutionellen Großstrukturen.

Daraus ist jedoch keineswegs zu folgern, daß eine Abnahme von Lohnarbeitszeit reziprok proportional wäre zu einer Zunahme von Frei-Zeit¹². Im Gegenteil, es gibt eine Reihe von Indizien dafür, daß zwar die individuelle Disponierbarkeit von Zeit zunimmt, daß wirklich ›freie‹ Zeiträume aber abnehmen. Anders ausgedrückt: Einerseits sehen wir vermehrt Möglichkeiten individueller Zeitstrukturierung, Zeitplanung und Zeiteinteilung – auch wenn sie von Gesellschaftsmitglied zu Gesellschaftsmitglied beträchtlich variieren. Andererseits läßt sich eine sozialstrukturell bedingte Verknappung des gänzlich ›freien‹ Zeitbudgets erken-

11 Vgl. hierzu auch F. Neidhardt, Themen und Thesen zur Gruppensoziologie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 25, 1983, S. 12-35, M. Michailow, Lebensstil als Vergesellschaftungsform, Manuskript, Aachen 1986.

12 Vgl. Ch. Müller-Wichmann, Zeitnot, Weinheim, Basel 1984.

nen – etwa durch steigende Lern- und Wissensanforderungen, insbesondere aber auch durch auferlegte Eigenarbeit in den unterschiedlichsten Lebensbereichen¹³.

Als besonders relevant für unsere generelle Fragestellung betrachten wir neben dem, was man relativ fraglos unter dem Begriff ›Vergnügen‹ subsumieren kann, vor allem alle Arten hauswirtschaftlicher Selbstversorgung (so ungefähr vom Kaffekochen bis zu exzessiven Do-it-yourself-Aktivitäten), außerdem verwandtschaftliche, nachbarschaftliche und andere gemeinschaftliche Hilfeleistungen und Produktionsformen, aber auch paraprofessionelle Formen der Schattenarbeit, und schließlich den Bereich kooperativ organisierter Alternativökonomie. Rekurrierend auf die allgemeinen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen bedarf es auch keiner besonderen prophetischen Gaben, um zu konstatieren, daß galoppierende Elektronisierung und Automatisierung, sinkende Realeinkommen, schwindender Bedarf an menschlicher Lohn-Arbeitskraft und Sinn-Defizite in massenkulturell verabreichten Orientierungsrahmen kurz- und mittelfristig die Bedürfnisse und Präferenzen der sowohl von erwerbswirtschaftlichen Anforderungen als auch von Geld-Mitteln ›freigesetzten‹ Menschen verändern und sowohl die Neigung als auch die schiere Notwendigkeit zur Selbstverwirklichung und Lebensgestaltung in der Sphäre verbleibender und sich eröffnender Freizeiten und Freiräume weiter forcieren werden. So rechnet etwa auch Scharpf¹⁴ mit einer Ausweitung des durch Industrieprodukte unterstützten Selbermachens. Anders ausgedrückt: »Wer nicht reich genug ist, um sich auf dem Dienstleistungsmarkt die erforderlichen Dienste zu kaufen, muß sich darauf einstellen, daß er die unerschwingliche Arbeit selber zu leisten hat. Da heißt es dann: Do it yourself!«¹⁵

Damit stoßen wir sozusagen auf einen epochalen Transformationsprozeß, auf ein Schwellenproblem unserer gesamten Lebensweise, nämlich auf die Frage, ob sich unsere Gesellschaft spalten wird in eine Mehrheit einerseits, der es relativ gut geht, die Erwerbs- und Lohnarbeit hat und sozial abgesichert ist, und in eine wachsende Minderheit andererseits, die, arbeitslos und marginalisiert, als wirtschaftliche Reservearmee sozusagen vor den Toren unserer erschöpften Wohlstandsgesellschaft steht¹⁶. – Wir tendieren allerdings, insbesondere aus kultursoziologischen Überlegungen, zu einem etwas anderen Szenario: Wir meinen, wie bereits angedeutet, daß die Bedeutung der menschlichen Erwerbsarbeit in der herkömm-

lichen Art – nach und im Zusammenhang mit einer krisenhaften Phase des Umbaus – insgesamt abnehmen wird. Denn das Ziel ›wieder Lohnarbeit für möglichst viele‹ – wenn es denn tatsächlich Ziel einer fortschrittlichen Politik sein sollte (was ich bezweifle) – ließe sich, wenn überhaupt, noch am ehesten dann realisieren, wenn es gelingen würde, nicht die Erwerbsarbeit vom Einkommen, sondern den Erwerbslohn von der Steuer und den sozialen Sicherungsabgaben zu entkoppeln. Wenn wir also die Rationalisierungs-Begründung, daß Arbeitskräfte zu teuer sind, sozusagen ›subversiv‹ wenden: Was unsere Arbeitskraft so ›teuer‹ macht, das sind ja nicht unsere Nettolöhne, sondern die damit verbundenen Lohn-Nebenkosten, die allfälligen Abgaben insbesondere an den Fiskus, der diese Abgaben dann wieder umverteilt. Nun, diese Umverteilung ist unzweifelhaft notwendig. Nicht notwendig hingegen ist wohl, daß diese Umverteilung durch das Nadelöhr des individuellen Lohnarbeits-Einkommens laufen muß. Wie makaber dieses Prinzip eigentlich ist, zeigt sich am augenfälligsten bei Beschäftigten im öffentlichen Dienst: Der vom Staat gezahlte Bruttolohn ist eine reine Rechnungsgröße. Die Lohnsteuer macht hier sozusagen einen nominellen Umweg über den Gehaltsstreifen des Bediensteten. Aber auch die Besteuerung privatwirtschaftlicher Lohnempfänger ist lediglich eine komplizierte Form der Abschöpfung von Kapitalgewinn. Würden die Gewinne nun unabhängig vom Individualeinkommen des Arbeitnehmers, also sozusagen ›direkt‹ vom Kapitaleigner abgeschöpft, dann würden sich, bei gleichen Nettolöhnen und gleicher sozialer Absicherung für alle, die Kosten, die dem Arbeitgeber durch die Beschäftigung eines konkreten Arbeitnehmers entstehen, drastisch reduzieren. Die Wettbewerbschancen des Anbieters der Ware Arbeitskraft gegenüber der elektronisch gesteuerten Maschine würden sich entsprechend erhöhen. – Wir bezweifeln allerdings, ob es künftig wirklich um eine solche Fortschreibung des Prinzips der Lohnarbeit gehen kann, oder ob die technisch sich so radikal verändernden Produktionsbedingungen nicht vielmehr genutzt werden sollten für eine allgemeine Befreiung von diesem ›Joch‹ unseres ökonomischen Systems. Wir sehen jedenfalls Entwicklungslinien – und damit korrespondierende neue Probleme –, die von diesem tradierten System wegführen.

IV. Die Wiederentdeckung von ›Arbeiten‹

Das, was ›Arbeiten‹ heißt, wird voraussichtlich wieder diffuser, mehrdeutiger werden, wird nicht mehr als abgesonderter Block im Tages- und Lebenslauf des Menschen herumstehen: Es ist ja kaum strittig, daß Arbeiten – zumindest neben anderem – den Menschen zum Menschen macht – als Einzelwesen sowohl als auch als Gattungswesen. Diese anthropologische Grundannahme läßt sich aber nur

13 Vgl. P. Gross, Die Verheißungen der Dienstleistungsgesellschaft, Opladen 1983.

14 F.W. Scharpf, Strukturen der post-industriellen Gesellschaft, in: Soziale Welt, Heft 1, 1986, S. 3-24.

15 R. Hepp, Do it yourself, in: derselbe, Selbstherrlichkeit und Selbstbedienung, München 1971, S. 43-64.

16 Vgl. O. Negt, Lebendige Arbeit, enteignete Zeit, Frankfurt/Main, New York 1984, hierzu auch P. Gross, Zur Dynamik von Bedürfnissen und Bedarfsausgleichssystemen in postindustriellen Gesellschaften, in: Sociologia Internationalis, Band 19, Heft 1/2, 1981, S. 67-82.

dann rechtfertigen, wenn wir Arbeiten nicht als *eine* Form des Tätigseins, nämlich als Aneignung von Natur, fassen, sondern als eine Form der Welterfahrung schlechthin verstehen. Erfahrung läßt sich ganz allgemein beschreiben als Zuwendung, als Aufmerksamkeit auf etwas, was wir erleben. Erfahrungen kann man machen, aber man kann sie auch entwerfen (d.h. man kann ›jetzt‹ so tun, als ob man sie schon gemacht hätte). Das, was wir ›Handeln‹ nennen, ist demnach nichts anderes als das Einholen einer solchen entworfenen Erfahrung. Entworfenen Erfahrungen lassen sich grundsätzlich auf drei verschiedene Arten einholen: 1. durch ein dem Entwurf folgendes Nach-Denken, 2. durch eine Positions- oder Ortsveränderung meines Körpers, der damit, durchaus unbeabsichtigt aber zwangsläufig, einwirkt auf die Welt, und 3. durch eine beabsichtigte Veränderung der Welt. Diese dritte Form des Handelns nennen wir plausiblerweise eben ›Arbeiten‹. Arbeiten greift demnach nicht nur in die natürliche, sondern auch in die gesellschaftliche Wirklichkeit ein (Sprechen z.B. ist dann, wenn es auf eine Verhaltensänderung eines anderen abzielt, ebenfalls arbeiten)¹⁷.

Wenn wir uns auf einen solchen universalen Arbeitsbegriff einigen können, dann sehen wir, daß Arbeiten in der Tat die zentrale Kategorie der – zumindest menschlichen – Konstruktion von Wirklichkeit darstellt, daß es eine Grundbedingung ist für menschliches Leben überhaupt und daß seine besonderen soziohistorischen Erscheinungsweisen (seine konkreten Gestaltungen) jeweils lediglich sozialstrukturelle und kulturell organisierte Aspekte prinzipieller Realisierungsmöglichkeiten darstellen. Problematisch ist für uns also nicht Arbeiten schlechthin; problematisch wird es dadurch, daß wir es funktional teilen, daß wir es spezialisieren.¹⁸ Erst durch die Spezialisierung, also erst dadurch, daß man eben *nicht* pragmatisch das tut, was zu tun ist, um zu überleben, sondern daß man etwas pragmatisch Sinnloses tut, um es dann gegen etwas ›Sinnvolleres‹ einzutauschen, erst dadurch erfahren wir Arbeiten als etwas, was man tun muß, im Gegensatz zu etwas, das man eben nicht tun muß. Erst dadurch meinen wir zum Beispiel, daß Arbeiten etwas anderes sei als Spielen. Erst dadurch entsteht bei uns der Eindruck, daß Arbeiten eben etwas Anstrengendes sei im Gegensatz zu etwas Erholsamem. Erst dadurch erscheint es uns plausibel, daß Arbeiten sich beschränke auf unsere Teilnahme am Prozeß gesellschaftlichen Erwirtschaftens, auf etwas, was womöglich nur im ›ökonomischen Sektor‹ stattfindet (nämlich als Beitrag zum sozialen Güter- und Leistungssystem)¹⁹. Wie gesagt, derartige Vorstellungen resultieren aus einer Verkürzung des universalen Arbeitsbegriffs auf bestimmte soziohistorische Erscheinungsweisen. In seiner allgemeinen

Bestimmung aber ist Arbeiten eine Form menschlichen Handelns, die wir als unterschieden vom reinen Denken und vom zufälligen Wirken erfahren: als Handeln, das auf eine bestimmte Veränderung der Wirklichkeit abzielt.

V. Das Problem der Umverteilung und der neuen Konfliktlinien

An der neuen Mikro- und damit auch an einer neuen Makrotechnologie wird kaum ein Weg vorbeiführen. Aber das Problem wird langfristig nicht ›Arbeitslosigkeit‹ heißen, sondern ›befriedende Umverteilung‹ des mehr oder weniger automatisch erwirtschafteten Sozialprodukts: Erst dadurch, daß Arbeit als Planungs- und Verfügungsobjekt fremder Zweckrationalität organisiert ist, entsteht jenes soziale Phänomen der Arbeitslosigkeit²⁰. Der Arbeitslose ist unserer universalen Bestimmung von Arbeiten gemäß ja keineswegs ein Mensch, der nicht arbeitet, sondern er ist einfach ein Mensch, dem unter den Bedingungen der sozialen Organisationsform ›Lohnarbeit‹ keine Produktionsmittel zur Verfügung stehen; bzw. in marxistischer Terminologie ausgedrückt: der keinen Käufer für seine Ware Arbeitskraft findet. Nichtsdestotrotz arbeitet der Arbeitslose. Er kann gar nicht anders als zu arbeiten. Aber er ist ›freigesetzt‹ von der aktiven Teilnahme am abstrakten und undurchsichtigen Güter- und Leistungsmarkt, der als ökonomisches Strukturprinzip die moderne (nicht nur die kapitalistische) Gesellschaft prägt.

›Arbeitslosigkeit‹ ist also keine objektive Tatsache, sondern ein soziales Etikett, ein Definitionsproblem²¹. In eben dem Maße, in dem wir uns nicht mehr selber von unserem Status in einem zunehmend absurden Lohnarbeits-System her definieren, arbeiten wir, ob ›arbeitslos‹ oder nicht, ganz praktisch daran, solche Phänomene als ideelle Stigmatisierungskonstruktionen zu entlarven und ihre fetischisierte Wirksamkeit zu zerstören. Unser Problem, ich betone es noch einmal, ist längerfristig nicht Arbeitslosigkeit, sondern Umverteilung der gesellschaftlich erhandelten Ressourcen. (Zur Frage aber, wie die Umverteilung politisch verwirklicht werden kann, maße ich mir keinerlei Kompetenz an.)

Grundsätzlich einig dürften wir uns wohl darüber sein, daß unsere Gesellschaft insgesamt durchaus nicht – zumindest noch nicht – verarmt. Im Gegenteil: Immer weniger Menschen erwirtschaften immer höhere Erträge. Prinzipiell problematisch sind einerseits *die* Menschen, die – aus welchem Grund auch immer – als nicht produktiv ›gelten‹, und andererseits die vor allem ökologischen Folgekosten,

17 Vgl. A. Schütz und Th. Luckmann, Strukturen der Lebenswelt, Band 2, Frankfurt/Main 1984.

18 Vgl. A. Heller, Das Alltagsleben, Frankfurt/Main 1978.

19 Vgl. Th. Luckmann, Wirklichkeit als Arbeit, (Vortrag beim Bayenthaler Kolloquium zu Problemen religiöser Sozialisation), Manuskript, Konstanz 1980.

20 Vgl. Th. Luckmann und W. Sprondel, Einleitung, in: dieselben (Hrsg.), Berufssoziologie, Köln 1972, S. 11-24.

21 Im Sinne von W.I. Thomas, The Definition of the Situation, in: J. Manis und B. Meltzer (Hrsg.), Symbolic Interaction, 3. Aufl., Boston 1978, S. 254-258.

die unser erfolgreiches Wirtschaften, für den einen mehr und für den anderen weniger, grundsätzlich aber doch für ›alle‹, mit sich bringt. Unser zentrales, kollektives Problem aber ist das der befriedenden Umverteilung wie auch immer erwirtschafteter Reichtümer. (Obwohl natürlich Umverteilung grundsätzlich ein globales, ein weltweites Problem darstellt, ist es kurzfristig für uns zunächst einmal ein Problem *unserer* Gesellschaft.)

Wenn wir einmal politisch zwar hochrelevante, aber theoretisch – und zunehmend auch praktisch – sich als widersinnig erweisende neokonservative Anläufe zur Krisenbewältigung, die, etwas grobschlächtig vereinfacht, tatsächlich alle auf eine Ressourcenminderung (nicht etwa nur der Erwerbstätigen, sondern) aller Nicht-Kapitaleigner hinauslaufen, beiseite lassen, dann ist die Rede vom ›garantierten Mindesteinkommen‹ wohl eine der interessantesten Überlegungen zur Möglichkeit gelingender Lebenssicherung für alle²². Nun habe ich gewisse Vorbehalte gegen den sich hiermit notwendig verknüpfenden Optimismus, daß damit eine menschenwürdige materielle Grundausrüstung für jedes Mitglied eines politisch-wirtschaftlichen Systems gesichert werden kann, daß damit also nicht nur alte Probleme auf ein neues Preisniveau verschoben werden. Zum Problem der Umverteilung ist also das garantierte Mindesteinkommen ein – wenn auch problematischer – Vorschlag. (Problematisch bekanntermaßen hinsichtlich der Frage nach der Finanzierbarkeit, der Übergangsregelungen und der Segmentierungsfunktion, aber auch hinsichtlich der durchaus zu erwartenden generellen Erhöhung der Lebenshaltungskosten und – vor allem – hinsichtlich einer massiven Verstärkung interaktiver und sozialer – nicht primär staatlicher – Repressionen gegenüber denen, denen es nicht gelingen dürfte, mit ihrem Mindesteinkommen einigermaßen zu ›haushalten‹.)

Das Problem wird schließlich auch heißen ›Bewältigung neuer Konfliktlinien‹: Die wohlfahrtsstaatlich produzierte Generalisierung von Bildung, Mobilität, Konkurrenz, Verrechtlichung usw. macht die tradierten Klassen-, Stand- und auch Schicht-Perspektiven für die Lebensplanung und -gestaltung der Menschen zunehmend unerfahrbarer und damit belangloser. Aufgeweicht werden aber auch verwandtschaftliche, lokale und konfessionelle Bindungen und Abgrenzungen. Parallel dazu entwickeln sich neue Formen sozialer Ungleichheit und ›alternative‹ Sub- und Gegenkulturen. Zu vermuten ist, daß neue Schübe struktureller ›Freisetzungen‹ von überkommenen Weltdeutungsmustern immer neue soziale Konfigurationen und Gruppen-Antagonismen evozieren, daß der einzelne vom ›Regen‹ aufgeweichter Schicht- und Klassenbindungen direkt in die ›Traufe‹ sozial

22 Vgl. hierzu Th. Schmid (Hrsg.), *Befreiung von falscher Arbeit*, Berlin 1984, ebenso die Diskussionsbeiträge von R. Dahrendorf, *Für jeden Bürger ein garantiertes Einkommen*, in: *Die Zeit*, Nr. 4, 1986, S. 32, U. Fink, *Wie schützen wir die Menschen vor Armut?*, in: *Die Zeit*, Nr. 18, 1986, S. 85, W.-D. Hasenclever, *Ein Weg ins Schlaraffenland*, in: *Die Zeit*, Nr. 19, 1986, S. 40.

definierter und regulierter Teilzeit-Konglomerate gespült wird. Solche Umgruppierungen und vor allem die zwangsläufig dabei entstehenden neuen Reibungsflächen, wie sie sich aktuell etwa in den Kollektivansprüchen von Frauen, Jugendlichen, Ausländern und Behinderten, aber auch von Radfahrern, Waldfreunden, Patienten sowie zunehmend von älteren Arbeitnehmern und Frührentnern abzeichnen²³, bilden den Stoff, von dem die Kulturszenerie des ›endlosen Diskurses‹ lebt und aus dem auch ein Gutteil der Medienwelt gemacht wird.

VI. Der aktive Lebensstil?

Auf eine weit weniger schlagzeilenträchtige Weise wächst, neben dem hochproduktiven superindustriellen Sektor, augenscheinlich unaufhaltsam auch der informelle Eigenarbeits-Bereich. Ganz allmählich beginnen sich bestimmte soziale Typen herauszukristallisieren, die sich weder von der Erwerbswirtschaft her, noch vom radikalen Ausstieg bzw. der radikalen Ausgrenzung aus derselben definieren und verstehen lassen, die vielmehr auf vielfältige Weisen zwischen den Extremen balancieren, und die Arbeiten gegen Lohn, Arbeiten gegen sonstiges Entgelt und sonstige Vergütungen, Arbeiten ohne Vergütungen und sogar Arbeiten, bei denen sie bezahlen, um sie verrichten zu dürfen, in immer neuen Konstellationen mischen und integrieren. Ein solcher, in vielerlei konkreten Gestalten auftretender, Teilzeit-Typus könnte durchaus die ›Idealfigur‹ einer sich in neuen technologischen und ideologischen Schüben abzeichnenden, ›postmodernen‹ (?) Lebensweise sein. Zumindest spricht einiges für die Durchsetzungsfähigkeit solcher mehrdimensionaler, also situationsflexibler Orientierungsmuster im künftigen Alltagsleben²⁴. Um denn eine polemische ›Spitze‹ hier ganz unpolemisch aufzugreifen: ›So schlägt dem ›Macher‹ die große Stunde‹²⁵ – jedenfalls dem Selbstermacher!

Diese unsere Auffassung korrespondiert auch recht weitgehend mit einer Einschätzung der Entwicklung, die das Institut für Freizeitwirtschaft in München in Form einer einfachen Klassifizierung verbreitet²⁶. Danach hat in der Phase des

23 Vgl. C. Offe, ›Arbeitsgesellschaft‹, Strukturprobleme und Zukunftsperspektiven, Frankfurt/Main, New York 1984, U. Beck, *Jenseits von Stand und Klasse?*, in: R. Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten* (Sonderheft 2 der Sozialen Welt), Göttingen 1983, S. 35-74.

24 Vgl. P. Gross, R. Hitzler und A. Honer, *Selbstermacher*, Forschungsbericht Nr. 1 (DFG-Projekt ›Heimwerker‹), Bamberg 1985, vgl. auch R.G. Heinze und Th. Olk, *Arbeitsgesellschaft in der Krise – Chance für den informellen Sektor?*, in: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, Heft 3/4, 1982, S. 8-21.

25 W. Fach und U. Weigel, *Die Lücke als Leistung*, in: *Zeitschrift für Soziologie*, Heft 2, 1986, S. 133-140.

26 Zum Beispiel in: Spiegel-Verlag (Hrsg.), *Freizeitverhalten*, Band 11 der Reihe ›Märkte im Wandel‹, Hamburg 1983, und in: Institut für Freizeitwirtschaft, *Spezialstudie Do-It-Yourself*, Band 1, München 1984.

sogenannten ›Wiederaufbaus‹ in der Bundesrepublik ein arbeitsorientierter Lebensstil vorgeherrscht. Das heißt Freizeit wurde (und wird von diesem Typus noch immer) verstanden als Reproduktions- und Rekreationsphase, die dazu dient, die Erwerbsarbeitskraft zu erhalten bzw. wiederherzustellen. Ab den späten sechziger Jahren hat sich dann, infolge des Heranwachsens neuer Altersgruppen, stetig ansteigender Einkommen, faktischer Arbeitszeitverkürzungen und allgemeiner sozialer Absicherung, das Selbstverwirklichungsbedürfnis der Menschen mehr und mehr auf die als ›frei‹ empfundenen Zeiträume verlagert. Das heißt Freizeit wurde (und wird von diesem Typus noch immer) verstanden als Gegenwelt zur Arbeit schlechthin, als Bereich des Genießens und Konsumierens, des Wählenkönnens, Mitmachens und Spaßhabens. Der immense Aufschwung der gesamten Freizeitindustrie in den siebziger Jahren resultiert im Grunde aus den durch diesen hedonistischen Lebensstil ausgelösten Nachfragerwellen. Aktuell nun breitet sich, wiederum insbesondere bei der jüngeren Generation, eine neue, dritte, von den beiden vorhergehenden deutlich unterschiedene Einstellung aus: der integrierte Lebensstil, der sich als Reaktion auf die Sättigung und Übersättigung mit Konsumgütern und auf das Sichtbarwerden von vor allem ökologischen Grenzen des Wachstums erklären und als Wandel der alltäglichen Orientierung hin zu sogenannten ›postmaterialistischen‹ Werten verstehen läßt. Das heißt Freizeit ist hier nun nicht mehr der ›andere‹, der der Zwangszeit gegenübergestellte Bereich. Pflicht und Vergnügen fließen vielmehr, zumindest ideell, zusammen, bzw. rotieren ständig um ein Zentrum vielfältigen, tätigen Engagements. Der integrierte Lebensstil zielt darauf ab, Zwangszeiten zu minimieren und alle Zeiträume zu be-freien in einer Wiederentdeckung der ›vita activa‹.

Hier bestehen auch u.E. Chancen, die Anonymisierung der Sozialbeziehungen, die Entfremdung vom eigenen Handeln, die Ohnmachtserfahrungen, die generelle Verunsicherung, welche unseren gegenwärtigen Lebensvollzug ja auch kennzeichnen, in neuen Formen freizeiträumlicher Praxis aufzufangen.²⁷ Zumindest scheint sich eine Möglichkeit abzuzeichnen, der drohenden – und zwangsläufig dann repressiven – Spaltung der Bevölkerung in Erwerbsgruppen zum einen und in ausgegrenzte, verelendende Problemgruppen zum anderen eine Alternative entgegenzusetzen. Um diese zu verwirklichen, müssen allerdings massive politische Maßnahmen mit einem allgemeinen Umdenkungsprozeß kombiniert werden. Das läßt sich nicht ›von heute auf morgen‹ bewerkstelligen, das empfiehlt aber gewisse praktische Pionierformen ebenso unserer Aufmerksamkeit wie unkonventionelle sozialpolitische Entwürfe.

Es könnte aber auch zu einer dauerhaften Polarisierung, zu einer Art Lebensstil-Kampf kommen zwischen *den* Menschen, die technologisch-hedonistisch (sozu-

27 Vgl. R. Hitzler, A. Honer und W. Unsel, Teilzeit – Freizeit – Werkelzeit, Forschungsbericht Nr. 3 (DFG-Projekt ›Heimwerker‹), Bamberg 1987; dazu auch kritisch: R. Hepp, a.a.O.

sagen auf ein elektronisches Schlaraffenland hin), und denen, die ökologisch-integrativ (sozusagen auf den Mutter-Erde-Mythos hin) orientiert sind.²⁸ Wahrscheinlicher aber ist es, daß wir eine unübersehbare Vielfalt koexistierender Mischformen bekommen werden, daß wir weder auf die große weiche Harmonie noch auf den großen harten Antagonismus zusteuern, sondern auf einen sozialen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Alltag der kleinen Querelen, Schikanen und Kompromisse. (Die Rede von der Pluralität der Lebens-Welten, der Lebensformen und der Lebensstile wirkt oft vorschnell ein wenig unkritisch, ja unbedarft, so, als sollten Probleme vertuscht oder verniedlicht werden. Dem ist durchaus nicht so. Die Rede vom Pluralismus meint keineswegs von vornherein Einvernehmlichkeit oder auch nur Toleranz. Sie meint lediglich, daß keine Perspektive zwingend, keine Ideologie überzeugend, keine Position stark genug ist, um sich verbindlich durchzusetzen, aber eben stark genug, um sich neben anderen zu behaupten.)

Die einen wollen vor allem aktiv Sport treiben, oder sich doch zumindest körperlich bewegen; die anderen suchen einfach Ruhe und Entspannung, und die dritten wollen basteln und werkeln. Wieder andere wollen vor allem ›abschalten‹ bzw. umschalten auf Zerstreuungen vom Fernsehen bis zum Phantasiepark; manchen liegt vor allem an irgend einer Form von Geselligkeit; manche drängt es nach Bildung, die nächsten nach Umsetzung ihrer politischen Interessen. Bei den einen ist Reisen angesagt und vielleicht sogar ein wenig Abenteuer, bei anderen das Spiel mit dem materiellen Risiko usw. – Es erscheint wenig fruchtbar, Spekulationen darüber anzustellen, in welchem prozentualen Ausmaß das eine zu- oder das andere abnehmen wird, weil jede solche Einschätzung zwangsläufig von dem Gesamtszenario abhängt, das man entwirft. Unseres basiert eben darauf, daß es so etwas wie eine Grundmentalität gibt, die aber verborgen ist hinter einem Pluralismus von Wahlmöglichkeiten, der eher noch zu- als abnimmt, daß immer neue instabile Koalitionen und Konfliktlinien entstehen, deren jeweilige Bedeutung sozusagen kulturkonjunkturell schwankt, daß insgesamt die Bereiche zwanghafter Auferlegtheiten und freiwilliger Verfügbarkeiten diffundieren, und daß so etwas wie engagiertes Tätigsein in vielerlei Gestalten zwischen laboristischer Arbeitsethik und konsumistischer Freizeitethik von vielen – aus Neigung wie aus Notwendigkeit – entdeckt oder wiederentdeckt wird. Wenn nichts Außergewöhnliches passiert, weist der – allerdings vielfach gebrochene, inkonsistente – Trend damit in eine Richtung, die Opaschowski²⁹ mit ›freizeitkultureller Lebensstil‹ etikettiert hat, in eine neue Phase des ›Willens zur Gemütlichkeit‹. Wohlgemerkt: als Trend, und wohlgemerkt: keineswegs linear.

28 Vgl. hierzu J. Robertson, Zukunftsmodelle zu Lebensweisen und Gesundheit, in: M. Opielka (Hrsg.), Die ökosoziale Frage, Frankfurt/Main 1985, S. 52-79.

29 H.W. Opaschowski, Freizeitkulturelle Bildung, in: Recht der Jugend und des Bildungswesens, Heft 5, 1976, S. 129-139, derselbe, Arbeit, Freizeit, Lebenssinn?, Opladen 1983.

SCHRIFTEN zur öffentlichen Verwaltung
und öffentlichen Wirtschaft

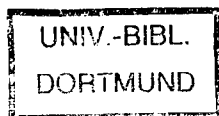
Hrsg. von Prof. Dr. Peter Eichhorn und Prof. Dr. Peter Friedrich
Band 112

Peter Gross und Peter Friedrich (Hrsg.)

Positive Wirkungen der Schattenwirtschaft?



Nomos Verlagsgesellschaft
Baden-Baden



F 59085

K

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Positive Wirkungen der Schattenwirtschaft? / Peter Gross u. Peter Friedrich (Hrsg.). – 1. Aufl. – Baden-Baden: Nomos Verl.-Ges., 1988.

(Schriften zur öffentlichen Verwaltung und öffentlichen Wirtschaft; Bd. 112.)

ISBN 3-7890-1454-0

NE: Gross, Peter [Hrsg.]; GT

1. Auflage 1988

© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1988. Printed in Germany. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung vorbehalten.

Vorwort

Das Thema dieses Bandes war Gegenstand einer Tagung, die im November 1985 unter dem Titel »Positive Wirkungen der Schattenwirtschaft« an der Universität Bamberg stattgefunden hat. Die Diskussion über Ausmaß, Ursachen und Wirkungen der Schattenwirtschaft hat, da ein Ende der Strukturkrise des Arbeitsmarktes nicht abzusehen ist und strittig bleibt, ob Wirtschaftswachstum genügend zusätzliche Arbeitsplätze schaffen wird, zwischenzeitlich eher noch zugenommen. Die gesellschaftliche und politische Bewertung der Schattenwirtschaft wird immer noch pauschal mit Schwarzarbeit identifiziert. Mit schöner Regelmäßigkeit werden neue Bußgeldrekorde für Schwarzarbeit in den Zeitungen gemeldet und verlangen Verbände, Kammern und politische Fraktionen die Verschärfung der Maßnahmen gegen Schwarzarbeit. Zu zeigen, daß die Schattenwirtschaft sich in ganz unterschiedliche Teilbereiche auffächert, von denen Schwarzarbeit und Schwarzwirtschaft zwar am eifrigsten diskutiert werden, aber keineswegs an die Bedeutung der hauswirtschaftlichen Produktion oder der gemeinschaftlichen Selbsthilfe heranreichen, war ein erster Zweck der Tagung. Aus diesem Grunde sind Vertreter unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen und Vertreter von Kammern und Verbänden eingeladen worden, sich zu äußern.

Der Sozialwissenschaftler denkt zuerst an hauswirtschaftliche Produktion und gemeinschaftliche Selbsthilfe, wenn von Schattenwirtschaft, Schwarzarbeit die Rede ist, der Wirtschafts- und Sozialpolitiker an die dem Staat entgehenden Steuern und Sozialversicherungsbeiträge, die Vertreter von Arbeitgebern und Arbeitnehmern an die Verkleinerung des Arbeitsvolumens der Erwerbswirtschaft und entgangene Aufträge. Dementsprechend werden auch die Ursachen und die Wirkungen der Schattenwirtschaft unterschiedlich gesehen, ganz zu schweigen von den Bewertungen. Während die Ursachen für den einen in einer zu hohen Regulierungsdichte und zu hohen Steuern zu suchen sind und Schattenwirtschaft eine Art Ventil darstellt, sehen andere eine verantwortungslose Desperado-Mentalität am Werk, die es zu bekämpfen gilt. Daß eine solche Schwarz-Weiß-Sicht dem schillernden Phänomen Schattenwirtschaft nicht gerecht wird, nicht einmal der wohl am einhelligsten negativ beurteilten Schwarzarbeit, zeigen die Beiträge dieses Bandes.

Nach einer Einführung in die Gesamtproblematik wird im zweiten Teil gewissermaßen der Vorhang gelüftet. Die im Schatten der Erwerbswirtschaft